

Kurt Oesterle Die schlaffen

Völker mit Göttersprüchen

entzünden Leben und

Nachleben Friedrich

Hölderlins sowie einige

Antworten, die er auf

heutige Fragen zu geben hat

Gans

Verlag



Kurt Oesterle

**Die
schlaffen Völker
mit Göttersprüchen
entzünden**

Leben und Nachleben Friedrich Hölderlins
sowie einige Antworten, die er auf heutige Fragen
zu geben hat

Gans Verlag

Hölderlin

Von beginnender Globalisierung und dem Versuch
einer Wiederverheiligung des Lebens

9

Gedichtauswahl

Von Hölderlins Jugend bis in sein Alter

138

Waiblinger

Ein radikaler Romantiker wird Hölderlins
erster Biograph

149

Hölderlin

Von beginnender Globalisierung und dem Versuch einer Wiederverheiligung des Lebens

Seiner eigenen Gegenwart hatte er nur bedingt etwas zu sagen. Viele Zeitgenossen belächelten ihn, Goethe und Schiller zum Beispiel, zwei nicht ganz unbedeutende Kollegen. Nur ein paar wenige behaupteten noch zu seinen Lebzeiten, er sei auf tragische Weise unverstanden geblieben und in Verzweiflung und Wahnsinn getrieben worden. Erst Jahrzehnte nach seinem Tod wurde Friedrich Hölderlin dann doch noch entdeckt, und plötzlich hatte er etwas zu sagen, um 1900, als die Zeit offenbar wie über Nacht reif für ihn war. Kometengleich stieg er schließlich zum größten Dichter der Deutschen auf, wurde als solcher in zig Sprachen übersetzt und bald weltweit gelesen – und geliebt.

Genauso scheint er es sich selbst erhofft zu haben, schreibt er doch bereits im Alter von dreiundzwanzig an seinen Bruder: »Ich liebe das Geschlecht der kommenden Jahrhunderte. Die Keime der Aufklärung zur Bildung des Menschengeschlechts werden sich ausbreiten und herrliche Früchte tragen. Dies ist das Ziel meiner Wünsche und

meiner Tätigkeit, daß ich in unserem Zeitalter die Keime wecke, die in einem künftigen reifen werden.«

Mit anderen Worten: Auch auf uns, seine fernen Nachgeborenen, hat er gesetzt, auch wir waren für ihn Hoffnungsträger jener Zukunft, die er sich erträumte und für die er »Keime wecken« wollte. So sicher scheint dieser Hölderlin sich also gewesen zu sein, auch uns noch etwas zu sagen zu haben. Ob seine Zuversicht berechtigt war und was es im Einzelnen sein könnte, das er uns mitzuteilen hat – auch indem er uns widerspricht –, will ich im Folgenden herausarbeiten, um im besten Fall zu beweisen, dass dieser Dichter in zunehmend poesiefeindlicheren und sprachärmeren Zeiten durchaus noch eine weitere Zukunft verdient – zu unser aller Gewinn!

1 Zwischen den Extremen

Eine erste Momentaufnahme soll der Person gelten, der Person und ihrer Wirkung: Hölderlin war das, was man damals einen schönen Jüngling nannte, und wirkte auf Männer wie auf Frauen gleichermaßen. Sein Jugendfreund, der nachmalige Philosoph Schelling, den er auf der Nürtinger Lateinschule oft handfest gegen seine Peiniger verteidigte, schreibt noch Jahrzehnte später bewegt, dass er an Hölderlin erfahren habe, »wie groß die Macht angeborner, ursprünglicher

Anmut ist«. Etliche Studienfreunde haben ebenfalls diese nachhaltige Wirkung bezeugt: Einer nennt es unvergesslich, »wie der schöne Mensch (immer) sorgfältig an Kleidung, Benehmen und Sprache erschien, keine Ausgelassenheit, kein wildes Wort konnte in seiner Nähe aufkommen!« Und ein anderer weiß bis ans Lebensende: »Wenn Hölderlin im Saal erschien, war es, als ob Apollon dahinschritt.« Apollon – bei den Griechen der Inbegriff des Schönen und Vollendeten. Als junger Mann war Hölderlin ebenso von graziöser Höflichkeit, verbindlich und zugewandt, allzeit »liebessoffen«, wie ein anderer Freund, der Philosoph Hegel, wohl lange sein engster Vertrauter, ihn sah. Ein Freundschaftsmensch durch und durch, so treu wie trinkfest. Als »Herzensbrüder« spricht er emphatisch seine Freunde an. Doch auch gegenüber seiner Schwester Rike und seinem Halbbruder Karl war er zart und mitfühlend. Man lese die Briefe dieses älteren Bruders an seine Geschwister, nie sticht einem dabei auch nur ein Fünkchen Künstlerarroganz ins Auge: »innig vereint« will er mit ihnen sein und bleiben. Stark ist auch seine Bindung an die Mutter gewesen, mit Johanna Heyn, verwitwete Hölderlin, verwitwete Gok, teilte der Sohn einen großen Verlust: im Alter von neun hat er bereits den Vater und den Stiefvater verloren. Davon blieb ihm zeitlebens ein »Hang zur Trauer«, der auch anderen auffiel. Sein studentischer Spitzname »Kloz« könnte von dieser Schwermut herrühren, die bisweilen in düstere, teils sogar apathische Zustände mündete.

Das Gegengefühl zur Trauer indes war der Zorn, der ihn schon in früher Jugend jäh und ungezügelt auffahren ließ. Einmal hätte er einen Freund »bei einem Streit über Tisch«, wie es heißt, beinahe ermordet. Sein Ehrgeiz erschien ihm so groß, dass er sich selber daran störte. Seiner Mutter, der anziehenden, aber unglücklichen zweifachen Witwe, öffnet er in Briefen sein Herz, bis ins Erwachsenenalter hinein, erstaunlich weit. So dürfte sie vielleicht sogar von ihm selbst erfahren haben, dass ihr »lieber Fritz« in Tübingen einem Schulmeister, der ihn auf offener Straße nicht grüßte, den Hut vom Kopf gehauen hat. Ungeschönt teilt er ihr ebenfalls mit, wie sehr es ihn bedrückt, in der Quartalsbewertung des Evangelischen Stifts – der sogenannten Lokation – nur auf Platz acht gelandet zu sein, und auch noch hinter zwei Stuttgartertern ...

Die Neigung zu schwerer Melancholie im Wechsel mit Wutanfällen bis hin zur Raserei verraten eine dualistische Persönlichkeit. Vermittlung zwischen den Extremen fällt Hölderlin schwer. Er selbst charakterisiert sein Innenleben bereits früh mit Naturgegensätzen: »Ebb' und Flut«, »Licht und Finsternis«, »kalt und warm«. Zeitig erkennt er sein Los darin, »mehr zu dulden als andere«. Eine jugendliche Attitüde? Ausdruck eines inneren Ungleichgewichts? Oder gar der Grundriss einer psychischen Gefährdung, die ihn einst aus der Lebensbahn werfen wird?

Sein Hauptschmerz aber war von Anfang an der doppelte Vaterverlust. Von früh auf suchte er sich Ersatzväter; schnell betrachtete er Männer als potentielle Vaterfiguren: den Nürtinger Diakon Köstlin ebenso wie später seinen weltberühmten Landsmann Schiller. Doch er fand keine, obwohl seine Welt ringsherum von Vätern geprägt, ja durchdrungen war: ein Vater im Himmel, der Herzog in Stuttgart als geschickt inszeniertes Urbild des Landesvaters, die religiösen Autoritäten des pietistischen Württemberg als sogenannte Schwabenväter, auf die ich noch zurückkommen werde.

Dass die Französische Revolution, für die Hölderlin sich schon bald hellauf begeistern sollte, unter anderem im Namen der Brüderlichkeit losgebrochen war, hätte der frustrierte Vatersucher eigentlich auch als persönliche Befreiung empfinden müssen.

2 Ein selbstbewusster Menschenschlag

Friedrich Hölderlin entstammte jener sozialen Schicht, die man im alten Württemberg »Ehrbarkeit« nannte. Dabei handelte es sich um einen gehobenen Mittelstand, überwiegend aus den Landstädten, der seit Graf Eberhard und dem »alten guten Recht« zunehmend an der Macht

beteiligt wurde – eine Verfassungsbesonderheit des kleinen Landes am Neckar. Württemberg besaß keinen nennenswerten Adel, darum wurde dieses – wie man sagen könnte – Provinzbürgertum jahrhundertlang mehr und mehr in die Regentschaft einbezogen. Ein selbstbewusster, nicht untertanenförmiger Menschenschlag bildete sich so heraus: Keimzelle für den südwestdeutschen Liberalismus, der schon bald Epoche machen sollte.

Auch die Hölderlin, Hegel, Schelling, später Uhland, Vischer oder Hauff entstammten dieser Schicht – Sprösslinge der Ehrbarkeit. Aus ihnen wurden die Pfarrer, Lehrer, Ärzte und Professoren des Landes gemacht. Menschen waren die wichtigste Ressource in einem Kleinstaat, der nur über wenige Reichtümer verfügte. Darum ist hierzulande spätestens seit der Reformation die Bildungsidee so hoch entwickelt oder zumindest entwickelt gewesen. Kein Zufall also, dass Württemberg als erstes Fürstentum in Deutschland die Schulpflicht einführte und durchsetzte. Der Bildungsgang der höheren Söhne – Töchter erst um einiges später – war singulär im Deutschen Reich: über die Latein- und Klosterschulen auf die Landesuniversität nach Tübingen oder auf die Hohe Karlsschule nach Stuttgart. Die im Evangelischen Stift ausgebildeten Pfarrer mussten freilich mehr sein als nur Geistliche, nämlich Erzieher, Historiker und in ihren Gemeinden die jeweils ersten Staatsvertreter dieses sendungsbewussten Landes, dem

gleichermaßen eine politische wie eine religiöse Idee zugrunde lag.

Bibel und Antike hießen die beiden unumstößlichen Säulen der Bildung in Württemberg. Schöne und freie Geister entwickelten sich darauf, die christliche Leitkultur gängele die Freude an der griechischen Dichtung und Philosophie keineswegs! Auch neuere Denker aus der Gegenwart, etwa Kant, Rousseau oder der schon etwas fernere Spinoza, konnten gelesen und besprochen werden. Die Gedanken waren frei – nur sagen durfte man nicht alles. In der strengen, harten Ausbildung – für Theologen dauerte sie von der Lateinschule bis zum Universitätsabschluss neun Jahre – konnten sich auf den unterschiedlichsten Gebieten zahllose Talente entfalten. Die schwäbische Kulturblüte um das Jahr 1800 fiel denn auch ganz Deutschland ins Auge, worauf im bescheidenen Württemberg schon bald der folgende Vierzeiler in Umlauf kam:

Der Schiller und der Hegel,
der Uhland und der Hauff,
das ist bei uns die Regel,
des fällt uns gar net auf!

Und noch um 1980 sollte der Hanseat Walter Jens den Schwabenhassern in seinen Tübinger Seminaren trocken entgegen: »Ich weiß nicht, was Sie haben. Die Schwaben sind

der Geniestamm der Deutschen!« Auch das ein spätes Echo der stürmischen Bildungsaufbrüche im 18. Jahrhundert ...

Der Preis für die Zugehörigkeit zur Elite sowie den Zugang zu erlesenem Wissen hieß Anpassung; auch Hegel und Hölderlin, die beiden Pfarranwärter aus dem Geburtsjahrgang 1770, hatten ihn zu entrichten. Sie waren Kinder einer gemäßigten Feudalgesellschaft und ausersehen zum Beherrschtwerden wie auch – kraft ihrer künftigen Ämter – zum Mitbeherrschen. In diese doppelte Lage, hier der Obrigkeitsstaat, dort eine recht liberale Zivilgesellschaft, fährt brausend der Sturm der Französischen Revolution und schüttelt die 18-, kaum 19-jährigen Jungen noch in ihrer Tübinger Windstille kräftig durch. Von Stifts-Stipendiaten aus dem in Frankreich gelegenen Mömpelgard – Montbéliard – erfahren sie immer neue Details des grundstürzenden Vorgangs im Nachbarland. Die Weltpolitik klopft ans Stiftstor. Studenten, darunter auch etliche Theologen, ziehen vor die Stadt und errichten einen Freiheitsbaum – zum Zeichen, dass die Revolution auch hierzulande gedeihen möge! Doch die ehrbaren Anwärter staatstragender Berufe unterliegen einem wirksamen Politikverbot. Nicht umsonst hat der Herzog den widerspenstigen Journalisten Schubart, auch Verfasser der weithin beliebten, anti-aristokratischen Ballade »Die Fürstengruft«, ohne Richterspruch für zehn Jahre auf dem Asperg eingekerkert, zur Abschreckung für etwaige Nacheiferer.

Die französische Freiheit lässt Hölderlin schmerzhaft die eigene Unfreiheit spüren, die Enge seines Internatsdaseins, das »Klosterkreuz«, wie er mit Bitterkeit im Brief festhält. »Zornige Sehnsucht« ist das Gedicht betitelt, in dem die aufgestaute Wut einen heftigen Ausdruck findet; drei Strophen daraus:

Ich duld es nimmer! ewig und ewig so
Die Knabenschritte, wie ein Gekerkerter
Die kurzen, vorgemeßnen Schritte
Täglich zu wandeln, ich duld es nimmer!

Ists Menschenlos – ists meines? ich trag es nicht,
Mich reizt der Lorbeer, – Ruhe beglückt mich nicht,
Gefahren zeugen Männerkräfte,
Leiden erheben die Brust des Jünglings.

Was bin ich dir, was bin ich, mein Vaterland?
Ein siecher Säugling, welchen mit tränendem,
Mit hoffnungslosem Blick die Mutter
In den geduldigen Armen schaukelt.

Hier sind bereits verblüffend präzise und vollständig die wichtigsten Motive im Leben des Heranwachsenden vereint: die aus der Berufswahl resultierenden Zwänge, die gegensätzliche Neigung zu einem Beruf, der Ruhm einträgt,

dann die wohl in der Vaterlosigkeit wurzelnde Identitätsschwäche des jungen Mannes sowie die quälende Abhängigkeit von der dennoch geliebten Mutter.

Johanna Gok, selbst Pfarrerstochter, wollte unbedingt, dass ihr Sohn Pfarrer wird – daran hat sie bis zum Schluss stur, ja hartherzig festgehalten. Er hingegen zweifelte von Anfang an, wurde hin und her geworfen, trug sich sogar mit dem Gedanken, aus seinem »Stand zu treten«. Gerade siebzehn geworden, schreibt der »gehorsamste Sohn« der Mutter aus Maulbronn zur Beruhigung: »Ich sehe jetzt! man kann als Dorfpfarrer der Welt so nützlich, man kann noch glücklicher sein, als wenn man, weiß nicht was? wäre ...« Vier Jahre später, aus Tübingen, heißt es wieder ganz anders, wenn er der »liebsten Mamma« nämlich mitteilt, dass sein »sonderbarer Charakter«, sein »Hang zu Projekten« und sein »Ehrgeiz« ihn nicht hoffen lassen, »im ruhigen Ehestande, auf einer friedlichen Pfarre glücklich« zu werden. Welcher Schlag für die arme Frau in Nürtingen: ihr Sohn will inzwischen nicht nur kein Gottesmann mehr werden, sondern auch kein Ehemann! Und der Beruf, der ihm vorschwebte, vertrug sich keineswegs mit Ehe oder gar Familie.

Hölderlins Mutter ist von der Forschung oft eine beträchtliche Schuld am Scheitern ihres Sohns angelastet worden. Ich möchte jedoch zu bedenken geben, dass es außerordentlich schwer sein muss, einen solch genialen Sohn zu

haben, einen hochbegabten, hypersensitiven – bestimmt auch ziemlich verzogenen – Spross, dessen Talent im Menschenbild der Mutter und in ihrer gutbürgerlichen Vorstellung von Rechtschaffenheit beim besten Willen nicht unterzubringen ist. Dieser Sohn wollte nämlich Dichter werden, mehr Berufung denn Beruf, wofür es damals noch weniger als heute eine exakte Profilbeschreibung gab, geben konnte. Schon immer war dieser Beruf gefährlich freischwebend! Wenn ich recht sehe, hat Hölderlin selbst seiner Mutter nie gradheraus kundgetan, was er im Grunde seines Wesens war, um es schließlich auch sein zu können und zur Finanzierung dieser Lebensform etwa sein nicht unbeträchtliches Vatererbe zu erhalten. Immer wieder schreibt er ihr nur vage: »Zweifeln Sie nicht an dem, was Heiliges in mir ist, so will ich mich Ihnen mehr offenbaren«, oder: »Wenn ich oft in meinem Sinn verwildert war, so wars nur darum, weil ich meinte, daß Sie keine Freude an mir hätten.«

Doch etwas Schlimmeres kommt noch hinzu! Dieser Sohn erwies sich, je länger, je mehr, auch religiös völlig anders gestimmt als seine Vorfahren. Durch die Blume, aber hartnäckig teilt er es der Mutter immer wieder mit, etwa wenn er ihr in einem Brief aus der Stiftszeit erklärt, dass sein Glaube mittlerweile philosophisch geworden sei und er Jesus nicht mehr als Gottes Sohn anerkennen, sondern nur noch für den besten aller Menschen halten könne. Nein, mit solch bibelfernen Sichtweisen konnte man kein Pfarrer

werden! Dass er das Christentum längst – mit einem Wort des jungen Hegel – als »Werkzeug des Despotismus« zu sehen gelernt hat, verheimlicht er der Mutter lieber. Und wie sagt er selbst – derb, doch in einem fein gearbeiteten Distichon?

Tief im Herzen haß ich den Troß der Despoten und Pfaffen,
Aber noch mehr das Genie, macht es gemein sich damit.

3 Poet der freien Natur

Es ist nicht die Person, die dichtet, es ist, ein bisschen grobkörnig formuliert, zumindest bei Hölderlin: der ganze Mensch ... Doch was kann man darüber Genaueres sagen? Ich will es so versuchen:

Hölderlins Dichtungsdrang scheint mir von seinem weit überdurchschnittlichen Naturerleben herzurühren, das sich Luft machen und Ausdruck finden musste. Das Großerlebnis Inspiration, das sich bei ihm bis zur Ekstase steigern konnte, hatte er vor allem in der freien Natur; dort, unter Bäumen, Tieren, Wolken erlebte er seine Initiation zum Poeten. Es ist der intimste Kern seines Ingeniums. Nicht von ungefähr also der im Gedicht geäußerte Wunsch, selbst wie eine Eiche unter Eichen zu leben oder an der Natur zu hängen »wie eine Blüte«. Und über den